

Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **115 (2019)**

Heft 1

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

Geisenhanslücke, Achim: *Wolfsmänner. Zur Geschichte einer schwierigen Figur.*

Bielefeld: transcript, 2018 (Literalität und Liminalität, 22), 118 S.

Wölfe und Werwölfe sind in Literatur, Medien sowie Wissenschaft und Forschung ein aktuelles Thema. Das mag wohl eine Begleiterscheinung der in weiten Teilen Europas feststellbaren selbständigen Rückkehr der Wölfe sein. Mit Achim Geisenhanslückes *Wolfsmännern* liegt ein literaturwissenschaftliches Buch vor, das sich in fünf Kapiteln mit unterschiedlichen Erscheinungsformen von Wolfsmännern in Literatur und Wissenschaft befasst. Wie er ausführt, geht es um die Geschichte des Wolfs in Europa, die eigentlich die Geschichte seiner Verfolgung ist. Mensch und Wolf weisen im Sozialverhalten Ähnlichkeiten auf, da beide ein geregeltes Zusammenleben in Gruppen kennen, sodass Geisenhanslücke sagen kann, die Kulturgeschichte des Wolfs schwanke zwischen Angst und Faszination (S. 11).

Er fragt nach dem Unbewussten, als dessen Verkörperung der Wolf in unterschiedlichen Textgattungen von Märchen über Filme bis hin zu philosophischen Texten gilt. Er beginnt in der Antike mit Petronius Arbiter, dessen *Satyricon* eine Episode um einen Werwolf enthält.

Im Märchen erscheint der Wolf als Stereotyp des Verschlingenden und des

Bösen. Das Märchen vom Wolf und den sieben Geisslein liest Geisenhanslücke dahingehend, dass der Wolf von ausserhalb kommt, aber gegen die Tatkraft der Ziege nicht gerüstet ist, die ihren Innenraum erfolgreich zurückerobert kann. In diesem Märchen ist der Wolf der männliche Aggressor; nur das Innere des Uhrenkastens – eine Art zusätzliche Verinnerlichung oder gar Gebärmutter – kann vor ihm retten. Anders als im Märchen erscheint der Wolf in den Fabeln in unterschiedlicher Gestalt als Verkörperung der Macht oder der Freiheit. In den Fabeln geht es um politische und moralische Fragen, letztlich also um die Natur des Menschen, die sich in/hinter der Maske des Tieres besser präsentieren lässt. Bei der Verwendung als politisches Tier steht der aus der Antike stammende Spruch *homo hominem lupus est* im Vordergrund. Die darin angedeutete (symbolische) Verwandlung eines Menschen in einen Wolf bedroht die soziale Ordnung. Wie Geisenhanslücke überleitend meint, sind Wölfe in den sogenannten einfachen Formen (S. 24) wie Märchen, Sagen und auch im Bereich der Kinder- und Jugendliteratur recht verbreitet, wobei letztere Kategorie meiner Meinung nach nicht so pauschal den von André Jolles popularisierten «einfachen Formen» inkorporiert werden kann. In der deutschen Literatur des ausgehenden 18. Jahrhunderts scheint es kaum Platz für Wölfe und

Werwölfe zu geben, da sie als Thema nicht mit der von aufklärerischem Idealismus durchdrungenen Ästhetik der deutschen Klassik harmonieren. So taucht der Wolf (als Figur mit dem sprechenden Namen wie auch als symbolische Gestalt) in Goethes *Götz von Berlichingen* auf, wobei es sich zeigt, dass der Wolf dort seine Zeit als freiheitsliebendes Raubtier überlebt hat. Ähnlich verhält es sich bei Schillers *Verbrecher aus Infamie* (später als *Verbrecher aus verlorener Ehre* bekannt), der einen Protagonisten mit Namen Wolf hat, relativ frei gestaltet nach dem Vorbild des Räubers und Sonnenwirts Johann Friedrich Schwan. Schiller kennzeichnet Wolf nicht nur durch den Namen als tierisch, sondern auch im Aussehen negativ. Sein Äusseres tendiert ins Negroide, die tierhaften Aspekte seines Aussehens werden betont, zudem lässt er sich von tierischen Trieben leiten. Bei Schiller wird der Wolf – das Tier und der namenstragende Mann – auf lustgesteuerte Sinnlichkeit festgeschrieben. In ähnlicher Verwendungsweise begegnet der Wolf in Brentanos *Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl*, wo das Wolfhafte als die von bürgerlichen Ehrbegriffen verdrängte Sexualität und Gewalt auftritt, die sich in der Geschichte des Selbstmörders und der Kindsmörderin widerspiegeln.

Wie Geisenhanslücke argumentiert, wird der Wolf in der Literatur des 19. Jahrhunderts in der Regel in ähnlicher Bedeutung verwendet, wie es die Psychoanalyse um 1900 tut. So findet sich bei Theodor Fontane die Verbindung des Wölfischen mit verbotenem und verhängnisvollem erotischem Begehren, aber auch eine symbolische Nähe (ja gar Kongruenz) von Jäger und Wolf.

Der Status des Wolfs um 1900 kann als fragil bezeichnet werden. Als regelrecht jämmerlich wird er in *Brehms Tierleben* dargestellt, er gilt dort als Schädling, der im «gesitteten Europa» (Brehm, zitiert S. 46) keinen Platz mehr hat. Festzuhalten

ist, dass diese Schilderung des Wolfs als schädlich und unnütz ihre Vorfahren in naturhistorischen Schriften des 18. und 19. Jahrhunderts hat. Man denke nur an die verheerende Einschätzung des Wolfs durch Buffon «nuisible de son vivant, inutile après sa mort»,¹ der auch als Pelz- oder Fleischlieferant nichts zu bieten hat. Eine solche Darstellung wie bei Brehm rückt den Wolf in die Nähe des Nichtzivilisierten, des Anderen (eine Parallele, wie sie auch in der Belletristik des Fin de Siècle zu finden ist, vgl. dazu auch in Bram Stokers *Dracula* die Ankunft des vampirischen Grafen in Gestalt eines Wolfs im seit dem frühen 16. Jahrhundert wolfsfreien England, was seine Andersartigkeit und Gefährlichkeit durch seine Herkunft aus dem Osten nur noch stärker betont).

Wölfe übernehmen als Randfiguren eine wichtige Funktion, sie sind in der Nähe des Pathologischen und Anormalen angesiedelt; sie sind verbunden mit Verbrechern und Zigeunern und stehen für verbotenes Begehren. Fast kann man sagen, dass Mensch und Wolf die Rollen tauschen. Geisenhanslücke geht so weit, dass er eine Interiorisierung des Wolfs um die vorletzte Jahrhundertwende am Werk sieht: «Nach ihrer beinahe vollständigen Ausrottung scheint ihnen nur der Weg nach innen, in die Seele des Menschen selbst zu bleiben.» (S. 44) Wenn die Wölfe verschwunden sind, sie keine Gefahr mehr im Aussen darstellen, verlagert sich die von ihnen ausgehende Bedrohung ins Innere der Menschen. Diese Entwicklung setzt etwa zeitgleich mit der Entdeckung des Unbewussten durch die Psychoanalyse ein. Sigmund Freud diente der als Wolfsmann bekannt gewordene Sergei Pankejeff als Beispiel einer kindlichen Neurose in Verbindung mit einer Tierphobie. Der

1 Vgl. Buffon, Georges-Louis Leclerc de: Des Animaux, in: Œuvres complètes, hg. von M. A. Richard, Bd. 11. Paris 1833, S. 107.

Wolf respektive seine Illustration im Märchen *Rotkäppchen* dient als verbotenes erotisches Begehren (einmal mehr!). Freuds Krankengeschichte steht im Zusammenhang mit der Ausdifferenzierung der Psychoanalyse, Freud schreibt sich in dem Text die Rolle des Alphawolfs der Psychoanalyse zu, der die Angriffe der Jungwölfe Jung und Adler abwehrt, respektive es geht um die Abgrenzung von der jungschen Tiefenpsychologie und der adlerschen Individualpsychologie (S. 58). Freuds Analyse des Falles war vielfacher Kritik ausgesetzt von psychologischer wie kulturwissenschaftlicher Seite, so sah Carlo Ginzburg in ihm archaische Spuren, die auf seine eigenen Untersuchungen der Benandanti verweisen. Was sicher gesagt werden kann, ist, dass Freuds Bild des Ostens von Klischees und Stereotypen geprägt war und er solche weiterverbreitete.

Zeitgleich mit der Psychoanalyse entstand auch das Kino, beide gelten (zu ihrer Entstehungszeit) als subversiv. Zudem haben beide dem Wolf einen zentralen Platz zugebilligt. Der Film *The Wolf Man* erzählt die Geschichte einer gescheiterten Vater-Sohn-Beziehung. Er setzt mit einer Szene ein, die einen Leser zeigt, der einen Eintrag zu Lykanthropie in einem Lexikon studiert, das Lykanthropie als psychischen Wahn, ein Wolf zu sein, definiert. Der Werwolf wird mit dieser Einleitung im Reich der Psychologie festgemacht. Die Frage, ob es Werwölfe gebe, ist im Horrorgenre zentral, Leugnung und Unglaube stehen am Anfang der Handlung. In *The Wolf Man* spielen Zigeuner, die ebenso wie der Wolf dem Reich der Wildheit und dem Unzivilisierten zugeordnet werden, eine wichtige Rolle bei der Übertragung eines Fluchs. Hans Richard Brittnacher folgend betrachtet Geisenhanslücke den Werwolf als Proleten unter den Horrorfiguren. Die filmische Darstellung des Werwolfs ist an Varianten arm und verläuft meist nach dem Schema Fluch – Verwandlung – rituelle Tö-

tung. Dieses Schema hat bis heute Bestand. Etwas zu wenig betont wird, dass seit den ausgehenden 1990er-Jahren auch andere Darstellungsweisen verbreitet sind, die das Leben als Werwolf als Befreiung aus den Zwängen einer einengenden, bürgerlichen Lebensweise sehen. Nochmals anders verhält es sich mit der zunehmenden Präsenz weiblicher Werwölfe, die aber wahrscheinlich in einem Buch, das sich Wolfsmännern verschrieben hat, nicht beachtet werden wollen/können.

In der Literatur des 20. Jahrhunderts ist der Wolf weit verbreitet, es findet zudem ein Wandel in seiner Darstellung statt, zusehends sind die Jäger des Wolfs und nicht der Wolf die Bösen. Diese neue, eigentlich romantische Darstellung findet sich auch im Werk Hermann Hesses, seine Kurzgeschichte *Wolf* und noch deutlicher sein Roman *Der Steppenwolf* schildern die Zerrissenheit des modernen Menschen anhand der Figur des Wolfs. Der Wolf ist bei Hesse ein Aussenseiter der bürgerlichen Gesellschaft, seine Darstellung im *Steppenwolf* ist mit psychoanalytischen Deutungen angereichert, die aber eher von Jung als von Freud beeinflusst sind.

Die Schilderung des Tiers im Menschen kann auch als Kritik an der Psychoanalyse gelesen werden. So in Canettis Autobiografie *Die gerettete Zunge*, in der der Vater als Wolf erscheint. Zu Canettis frühesten Erinnerungen zählen die von den Kindermädchen erzählten Schauernmärchen. Der Wolf wird in seiner Familiengeschichte zum Inbegriff des Wilden, das in den Bereich des Heimlichen und Häuslichen einbricht. Weiter geht Geisenhanslücke auf die philosophische Auseinandersetzung mit Freud ein. Giorgio Agamben sieht im Werwolf den Bruder des Homo sacer, so markiert er für ihn die Schwelle zwischen Tier und Mensch, Natur und Recht, denn die Gesellschaft definiert sich durch Ausschlussmechanismen. Den Unterschied zwischen Natur und Recht respektive un-

terschiedlichen Rechtsordnungen nehmen Guattuari und Deleuze in ihrer Interpretation von Rudyard Kiplings *Dschungelbuch* auf. Mowgli lebt im liminalen Raum, es geht um Rechtsansprüche, die das Wolfsrudel und der Tiger auf ihn geltend machen. Dass Mowgli weder bei den Wölfen noch bei den Menschen vollständig integriert ist, sondern in einer Aussenseiterposition verharret, macht ihn am Ende zum Souverän über seine eigene Geschichte. *Das Dschungelbuch* ist eine Rehabilitierung des Wolfs. Anders herum feiert Jack Londons Roman *Wolfsblut* (*White Fang*) die Unterwerfung des Wolfs unter die Ordnung respektive die Bedürfnisse des Menschen, denn Wolfsblut, der Wolfsmischling, wird durch die Unterwerfung unter den Menschen zum zahmen Hund. So wird er im Hause seines neuen Meisters zum Hüter von Recht und Ordnung, indem er ihn vor der Rache eines Sträflings schützt, der als wahre Bestie dargestellt wird.

Gemäss Derrida stehen sowohl Herrscher als auch Tiere ausserhalb der herrschenden Ordnung. Derrida geht vor allem von der grossen Nähe von Mensch und Wolf aus, woraus Geisenhanslücke folgert: «Kein Wunder, dass der Wolf in den kulturellen Repräsentationen seiner Natur meist die Figur des Monströsen annimmt.» (S. 108)

Interessant ist das Buch alleweil, spannend schien mir vor allem auch der Fokus auf unterschiedliche Rechtsordnungen, die im (literarischen) Wolfsdiskurs auftauchen. Die Auswahl der Quellen hat sich mir nicht immer erschlossen, sie scheinen mir manchmal etwas gar disparat zu sein, respektive die Verbindung zwischen dem einzigen betrachteten Film und den berücksichtigten belletristischen Texten hätte etwas genauer herausgearbeitet werden können. Die Auswahl des Materials brachte aber auch Überraschendes zutage, dass man auch in Bereichen und bei Autoren zum Thema Wolf fündig wird, wo man das

nicht erwartet hätte; so bietet die Literatur des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts neben der mehr der Horrorliteratur verpflichteten Beispielen, die hier kaum gestreift wurden, auch spannende Reminiszenzen an Wolfsmänner.

MERET FEHLMANN

Groeбner, Valentin: Retroland. Geschichtstourismus und die Sehnsucht nach dem Authentischen.

Berlin: Fischer, 2018, 224 S.

«Das einzige wahre Ausland ist die Vergangenheit», so Hans Magnus Enzensbergers treffender Aphorismus, den Groeбner einleitend zitiert, bevor er uns Leserinnen und Leser auf eine kurzweilige Reise in eben-dieses Ausland namens Vergangenheit mitnimmt. Oder genauer: Groeбner führt uns die ganze Breite an Möglichkeiten vor, um dieses Ausland zu bereisen. Mit feiner Ironie, aber niemals mit Spott untersucht der Historiker das populäre Interesse am Geschichtstourismus, und man folgt ihm auf seinen Erkundungen gern: Geradezu leichtfüssig springt Groeбner durch die Jahrhunderte, über die Kontinente und auch durch die verschiedenen Medien, die die Geschichtsräume inszenieren.

Wie schon in seinem Buch *Das Mittelalter hört nicht auf* (2008) stellt Groeбner die Frage nach gegenwärtigen Imaginationen vom Historischen. Das ist sein Ausgangspunkt: Das Historische entstehe nicht in der Vergangenheit, sondern immer in der Gegenwart, weshalb Geschichte zuallererst etwas über die Gegenwart aussage, in der sie jeweils erinnert werde, und dann erst, wenn überhaupt, etwas über die Vergangenheit. Während er in seiner Veröffentlichung von 2008 zeigte, wie sich Geschichte in Form von Geschichten artikuliert, die sich die modernen Zeitgenossen erzählen, geht es ihm in der vorliegenden Arbeit um die

gegenwärtigen Räume beziehungsweise Verräumlichungen der Geschichte. Diese Verräumlichungen erkennt Groebner in den touristischen Destinationen, die damit werben, unverfälschte, authentische, wahre Altstädte, Burgen, Kirchen, Bräuche, ja gar echte Erinnerungen bieten zu können; und dass er sich dabei vor allem auf Schweizer Touristenhotspots – Basler Altstadt, Luzerner Kapellbrücke, Morgartenfeste in Oberägeri – bezieht, ist deswegen gerechtfertigt, weil die Schweiz – neben Ägypten! – das Sehnsuchtsland der ersten Geschichtsreisenden gewesen ist, die im frühen 19. Jahrhundert, zumeist von England aus, das Ausland namens Vergangenheit entdeckten. Bevor es aber hierzu kommen konnte, mussten einige Jahrhunderte vergehen, in denen auf spätmittelalterliche Pilger und frühneuzeitliche Humanisten, die *ad fontes* reisten, die modernen Touristen folgten. Diese vormoderne Reiseetappe des Konzepts «Tourismus» stellt Groebner mit klugem Witz und beeindruckender Leichtigkeit vor, die sicherlich manchen Kolleginnen und Kollegen aus seiner Zunft sauer aufstossen mag – etwa wenn er das humanistische Programm lakonisch zusammenfasst: Renaissance «hiess nichts anderes als Aktualisierung des Alten per Neustart, das kennen wir: *reboot*, *refresh*» (S. 51).

Wenn dann schliesslich im 19. Jahrhundert der Vergangenheitstourismus losgeht – ob tatsächlich die allererste solcher Reisen nach Luzern gegangen ist, wie Groebner erklärt, muss der Rezensent noch einmal überprüfen –, beginnt auch Groebners Darstellung gleichsam zu sprudeln. Wir lernen, meist aus schweizerischer Perspektive, die Vergangenheitsreisenden John Ruskin, Henry James und Richard Wagner kennen; uns begegnen retropolitische Architekturen, Malereien, Souvenirs, Stumm- und später Farbfilme; und wir erfahren, dass erst im 19. Jahrhundert die Geranie ihren Weg als Standardpflanze

in die europäischen Hotels gefunden hat, die heute noch besondere vergangenheitliche Heimeligkeit ausstrahlen soll. Zusammengehalten wird all dies durch Groebners Annahme, dass der Mensch sich der Vergangenheit mit kompensatorischen Absichten nähert, um (irgend)einen Verlust auszugleichen. Dass die Arbeit an der Vergangenheit eine Arbeit an einem nicht ganz vollständig erlebten Selbst sei, tritt dann besonders in den letzten beiden Buchkapiteln in den Vordergrund. Hier geht Groebner teilnehmend beobachtend selbst auf Geschichtsreisen – wobei er im Themenhotel, bei Stadtführungen und Kirchenbesuchen das *going native* gar nicht erst vermeiden will –, und stellt dabei zeitdiagnostische Beobachtungen an, die in Sätze wie diesen münden: «Der «moderne» Tourist will [...] sich im Wesentlichen von sich selbst erholen.» (S. 191)

Bei all dem könnte man Groebner eine ganze Reihe von Vorwürfen machen, die letztlich aber allesamt ungerechtfertigt wären. So könnte man bei Groebners Sprache anfangen, mit der er im Grunde äusserst anspruchsvolle Gedanken mündgerecht serviert, etwa wenn er schreibt: «Identität ist [...] ein Trick, ein Klebstoff, ein Arbeitsplatz [...], jene Suppenwürze, von der wir vermuten, dass andere, früher, mehr davon hatten, eine irgendwie echtere Identität als wir selbst, heute.» (S. 112) Man könnte Groebner hier attestieren, er mache es sich zu leicht, das Fundamentalkonzept «Identität» mal eben in einem Satz abzufertigen. Auch könnte man ihm vorwerfen, dass seine Darstellung alles viel zu klar, unproblematisch, widerspruchsflos erscheinen lässt; zum Beispiel ist seine Grundannahme vom existenziell kompensatorischen Geschichtsbezug des Menschen in erster Linie einflussreichen *grands récits* geschuldet, die behaupten, dass sich der moderne Mensch irgendwie defekt und unvollständig fühle, siehe Sigmund Freud, Shmuel Eisenstadt oder Zygmunt Bauman.

Ob der moderne Mensch die Moderne tatsächlich so erlebt, sollte man ihn am besten selbst fragen, was Groebner nicht tut. Bei ihm ist dieses Unbehagen an der Moderne beschlossene Sache. Schliesslich könnte man etwas beleidigt darauf hinweisen, was Groebner an Forschungsliteratur alles nicht zur Kenntnis genommen hat, wobei das Fach der Kulturanthropologie besonders laut protestieren könnte: In seiner Bibliografie finden sich weder kulturanthropologische Tourismusforschungen noch kulturanthropologische Heritage-Studien, in denen ja schon seit etlichen Jahren, wenn nicht Jahrzehnten sehr ähnliche Fragen diskutiert werden.

Doch all diese potenziellen Vorwürfe wären unangebracht, weil sie die Textsorte verkennen würden: Groebner schreibt sein Buch primär für ein breites interessiertes Publikum, das Feuilleton liest, aber keine kulturwissenschaftlichen Fachtexte. Groebner gelingt hierbei sicherlich nicht die Quadratur des Kreises, nämlich die Beibehaltung wissenschaftlicher Komplexität bei niederschwelliger Darstellung, doch das ist ja auch nicht möglich.

Groebner hat einen immer klugen und lesenswerten Essay geschrieben, der die Forschungen zum Geschichtstourismus kaum auf neue Höhen und in neue Richtungen weisen wird. Forscherinnen und Forscher, die zu dem Thema arbeiten, können das Buch entsprechend eher als Bündelung sehr verschiedener Aspekte, Felder und Phänomene nutzen, die man dann weiterverfolgen kann. Für sie gilt wie für alle Leserinnen und Leser: Sie werden mit dem Buch keine langweilige und triviale Lektüre vor sich haben, sondern auf eine Reise gehen, auf der man nachdenken, lachen, sich wundern und sich vielleicht auch mal über die mitunter etwas sehr kokette Sprache Groebners ärgern darf.

SEBASTIAN DÜMLING

Hammerl, Tobias: Lego. Bausteine einer volkskundlichen Spielkulturforschung.

Münster, New York: Waxmann, 2018.

(Regensburger Schriften zur Volkskunde/ Vergleichenden Kulturwissenschaft, 34), 354 S.

Wer sich im Bereich der Geisteswissenschaften mit Spielzeug oder Spielwaren befassen möchte, sieht sich bei der Recherche nach bisheriger Forschungsweise relativ rasch in einem kargen Feld – umso unerwarteter, da das Spielen eine jener Kulturpraktiken sein dürfte, die bereits an jedes Baby herangetragen werden und einen Menschen sein ganzes Leben lang begleiten. Diese «Forschungswüste» (in der es verstreute und gewiss teilweise hervorragende «Oasen» gibt) erscheint umso stossender angesichts der durchaus blühenden Game-Studies, die sich in den letzten Jahren mit der digitalen Entsprechung des Gegenstands in der akademischen Landschaft etabliert haben. Die vorliegende Dissertation von Tobias Hammerl, bereits 2014 abgeschlossen, erfüllt somit klar ein Desiderat, und zwar sowohl durch den gewählten Gegenstand als auch Hammerls Bemühen, die theoretische Diskussion ein Stück vorwärtszubringen (die bei einem oberflächlichen Blick seit Johan Huizingas Grundlagenwerk *Homo ludens* von 1938 als im Sande verlaufen erscheinen mag).

Die ersten 100 Seiten widmet Hammerl theoretischen Überlegungen unter dem Plädoyer, dass es eine spezifisch volkskundliche Perspektive auf Spiel(en) und Spielzeug braucht und dass eine Spielkulturforschung als eigener Schwerpunktbereich (und nicht als «Anhängsel» der Sachkulturforschung) zu etablieren wäre. Hammerls starke Betonung einer volkskundlichen Perspektive mag in Zeiten der Interdisziplinarität zunächst etwas befremden; allerdings hat er nicht unrecht, wenn er erklärt, dass eine klare fachliche Verankerung einen vertieften interdis-

ziplinären Blick erst ermögliche (S. 68). Entsprechend beinelt er im Lauf der Arbeit zahlreiche Begriffe aus und müht sich, seine Forschung am Beispiel Lego klar in einem grösseren Kontext zu verorten. Die volkskundliche Perspektive bietet für Hammerl den entscheidenden Vorteil, Spiel als «eigenständigen Teil der Alltagskultur» (S. 53) zu verstehen, wobei er wichtige Aspekte in der «kulturellen Aufladung» (S. 22) beziehungsweise der im Lauf der Zeit veränderlichen «Wertigkeit» von Spiel und Spielzeug sieht. Er betont, «dass Spiel auch ein aussagekräftiger Indikator für gesellschaftliche Prozesse jenseits der Spielkultur» (S. 22) ist.

Unter diesem Anspruch an das Verständnis von Spiel(en) ortet Hammerl in der Auseinandersetzung mit Perspektiven verschiedener Disziplinen wie auch im Überblick über die bisherige volkskundliche Forschung – aller Verdienste zum Trotz, die Hammerl auch würdigt – einige Defizite. Dabei kristallisieren sich meines Erachtens vier Aspekte als zentral heraus: 1. Überfällig war die «Zurechtrückung» von Huizingas Position – da Huizinga Spiel gerade nicht als kulturelles Phänomen beschreibt, sondern als Grundlage von Kultur im Sinne von «Hochkultur» (Dichtung, Musik, Tanz etc.), eignet er sich schlecht als Basis kulturwissenschaftlicher Spielforschung (S. 62–65). 2. In den diversen Herangehensweisen, namentlich den Kategorisierungsversuchen von Spielphänotypen, sieht Hammerl die Einschränkung, dass sie «entweder von den Spielphänotypen oder vom Spieler» ausgehen, aber «Spielkontexte und die Wechselwirkungen von Spiel mit anderen Phänomenen» (S. 37) aussen vor lassen. 3. Gerade auch in den einschlägigen Volkskundebeiträgen scheint (wohl in der Folge Huizingas) immer wieder die Idee auf, dass Spiele nicht Teil des Alltags oder diesem sogar entrückt seien – dem widerspricht Hammerl entschieden (unter anderem S. 51). 4. Dazu verwahrt er sich

dagegen, Spiele einseitig als «blosser Spiegel» des Zeitgeistes aufzufassen (und so die Wechselwirkung zu vernachlässigen).

Die Spielkulturforschung muss daher nach Hammerl (mit Bausingers Begriffen) sowohl die Materialität (*thing*) als auch die Potenzialität (*artefact*) ihrer Gegenstände umfassen (S. 58). Um diesem Anspruch gerecht zu werden, schlägt Hammerl einen spezifisch volkskundlichen Spielbegriff vor. Aus der ausführlichen Herleitung, was ein solcher leisten muss, resultiert schliesslich eine elfzeilige Definition. Bei aller Sorgfalt erscheint als Wermutstropfen, dass diese etwas künstlich wirkt und einen Beigeschmack der Aufzählung nicht umgehen kann, wobei hier nur der Anfang zitiert werden kann: «Spiel umfasst als kulturelle Kategorie alle inkludierenden und exkludierenden Normen über Spielinhalte, -regeln, -performanzen und -gegenstände» (S. 83). Weiter bestimmt die Definition, dass Spiel auch Postulate, Aussagen und Wertigkeiten über alle Spielelemente beinhaltet, womit die Kategorie Spiel stets als eine dynamische zu denken ist. Letztlich ist die «Kategorie Spiel als Summe von systematisierbaren Einzelaussagen» (S. 87) zu verstehen. Davon ausgehend, unterscheidet Hammerl in seinen «Grundzüge[n] einer volkskundlichen Spielkulturforschung» (S. 86) drei Hauptkategorien von Aussagebündeln, die er dann auch seiner Lego-Analyse zugrunde legt. Die Bestandteile der ersten Kategorie lassen sich als «Spieltexte» bezeichnen (Spielinhalt, -regeln, -gegenstand, -beteiligte etc.). Die zweite Kategorie stellen die «Spielkontexte» (Spielraum, -zeit), die dritte die «Spielintertexte» (Spielbedeutsamkeit, -diskurse, -institutionen) als «Schnittstellen zwischen Spiel und anderen kulturellen Phänomenen» (S. 86–94).

Ziel des zweiten Teils ist es, mit hermeneutischen und diskursanalytischen Methoden (S. 104) die Entwicklung von Lego als Systemspielware «in Abhängigkeit zur

kulturellen Kategorie» Spiel aufzuzeigen und «zu untersuchen, wie sich bestimmte Spielinhalte in den Themenwelten des Lego-Systems manifestieren und wie diese mit medialen Phänomenen in Relation stehen» (S. 101). Dazu blättert Hammerl zunächst die Geschichte des Baukastens auf und zeichnet aufschlussreich nach, wie sich dieser – vom Holzbaukasten (1837/38) über den Stein- und den Metall- bis hin zum Kunststoffbaukasten und noch weiter zu virtuellen Baukastenspielen – vom reinen Konstruktions- zum Funktions-spielzeug gewandelt hat. Darauf folgt eine anschauliche Beschreibung der Lego-Firmengeschichte in sieben Phasen; wobei die Einführung von Figures 1974 beziehungsweise der «Minifigs» 1978 das Rollenspiel und die Ausbildung von Themenwelten ermöglichten.

Den Wandel der drei Themenwelten Burg, Technic und Ninjago unterzieht Hammerl dann einer eingehenden Analyse. Als Quellen dient ihm dabei vor allem das Produktsortiment (greifbar durch Herstellerkataloge, die auch durch Inszenierungen der Lego-Sets bereits in die Diskurse hinein-spielen), zudem der journalistische Diskurs und Internetforen. Spielwaren-Themenwelten kennzeichnet, dass ihnen Narrationen inhärent sind. Die Burgsets legen das Narrativ des Burgenkonflikts nahe, zunächst mit Anspielungen auf Figures wie Ivanhoe oder Robin Hood. Besonders nach 2000 erfolgt ein starker Einbezug fantastischer Elemente (etwa mit Anspielungen auf die «Herr der Ringe»-Filmtrilogie), worauf aber wieder auf den «Burgenkampf» fokussiert wird. Bei der «Technic»-Welt zeigt sich trotz aller Technikfortschritte eine konservative Strategie – Herzstücke sind nach wie vor «potente» Fahrzeuge. Interessanter sind die damit verbundenen Wertungen: Lego-Baumeister werden als Konstruktionsgenies umworben, während sie Anleitungen mit Gelinggarantie folgen. Bei Ninjago rücken dann erneut Prozesse populärer Narratio-

nen im Medienverbund in den Vordergrund, die der bekannten Bestsellerformel entsprechen: Altvertrautes und (scheinbar) Neues halten sich die Waage.

Dass sich dennoch einiges geändert hat in der Lego-Welt, belegt die Entwicklung einer erwachsenen, vor allem männlichen Fancommunity – ein klarer Hinweis «für einen Transformationsprozess der Spielbedeutsamkeit» (S. 272); teils zwar von Nostalgie getrieben, aber doch eine klare Wandlung in der Kategorie «Spieler» – Lego ist nicht mehr «Kinderkram», vielmehr dürfen auch Erwachsene Lego spielen und Geld für (ihnen angepasste und entsprechend teurere) Lego-Sets ausgeben. Die produktive Funktion von Lego als «Leitfossil» einer Fankultur äussert sich weiter in *brick movies* (Fanfilmen) und Kunstprojekten mit Lego-Elementen, wie Hammerl in mehreren kurzen Kapiteln noch erläutert. Gegen Ende der Arbeit erfolgt nochmals eine Anbindung an Fragen von Materialität und Potenzialität, die sich in Lego beziehungsweise dem Baukasten überblenden. Die dargestellten Entwicklungen in Produktgestaltung und Diskursen erlauben Hammerl die Schlussfolgerung, dass Lego nicht nur Spiegel seiner Zeit, sondern (nach 1945) auch ein «wichtiger Katalysator» im Veränderungsprozess der kulturellen Kategorie Spiel ist (S. 296). Die Themenwelten stehen dabei auch für ein verändertes Verständnis von pädagogisch wertvollem Spielen: Statt «Nachahmen und Einüben am Modell» (S. 299) soll das Spiel dem Ausdruck von Fantasie und Kreativität dienen beziehungsweise diese fördern (S. 298). Hammerl formuliert den *creativity* beziehungsweise den *adult turn* zwar nur als These, liefert aber überzeugende Hinweise für die Dynamik solcher «Wertigkeiten». Die Arbeit mündet schliesslich in Ausblicke auf weitere mögliche Forschungsbereiche (Lego als Metapher, Baukastenprinzip als kulturelles Leitmotiv, Materialität, Baukasten als Zeichensystem und «Mythos Lego»).

Ein kritikwürdiger Punkt ist der Aufbau, der hin und wieder über einen Umweg zu führen scheint, sodass punktuell weniger mehr gewesen wäre: Beispielsweise führt der Exkurs zu den gängigen Gamediskursen im ersten Kapitel eher vom Thema weg, die Diskussion nicht volkskundlicher Ansätze wird in zwei Kapitel getrennt, zentrale Informationen erfolgen erst spät (zum Beispiel erfährt man, abgesehen vom Inhaltsverzeichnis, erst auf S. 177, welche Themenwelten betrachtet werden), und auch die Exkurse gegen Schluss (Lego und Kunst) dünnen eher den «roten Faden» aus, statt der Gesamtbetrachtung des Phänomens Lego zu dienen.

Insgesamt überzeugt Hammerls kenntnisreiche, gut lesbare Arbeit sowohl in den Analysen als auch in ihrem Plädoyer für eine reichhaltigere Spielkulturforschung und sei damit allen Spielforschenden ans Herz gelegt. Es ist zu hoffen, dass damit die Saat für ein blühendes Feld gelegt ist.

ALETA-AMIRÉE VON HOLZEN

Holenstein, André, Patrick Kury, Kristina Schulz: Schweizer Migrationsgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart.

Baden: hier + jetzt, 2018, 383 S., Ill.

Die Affäre um den «Doppeladler» im Fussballweltmeisterschaftsspiel der Schweiz gegen Serbien im Juni 2018 und die Kür dieser Geste zum Deutschschweizer und Tessiner «Wort des Jahres» im Dezember 2018, die vom Bundesrat beschlossene Aufnahme weiterer Kontingentsflüchtlinge aus Kriegsgebieten, das Seilziehen um den UNO-Migrationspakt, die ablehnende Haltung gewerkschaftlicher Kreise gegenüber dem Rahmenabkommen mit der EU wegen fehlender flankierender Massnahmen – Migration in all ihren Facetten führt zu Debatten und politischer Mobilisierung. Gesellschaftliche Relevanz wird man dem

Thema in der Schweiz von heute kaum absprechen können.

Insofern greift die hier vorzustellende Publikation ein aktuelles Thema auf, wie auch die zahlreichen Wortmeldungen aus dem Publikum anlässlich der Buchpräsentation Mitte April 2018 in Zürich gezeigt haben. Die *Schweizer Migrationsgeschichte* blickt freilich weit zurück – bis in die letzte Eiszeit – und will deutlich machen, dass Migration schon in der Vormoderne «immer historische Normalität war» (S. 11): «Schweizer Geschichte ist Migrationsgeschichte, und ohne Migrationsgeschichte ist eine Geschichte der Schweiz nicht denkbar.» (S. 12) Die drei Autoren André Holenstein, Patrick Kury und Kristina Schulz, als Geschichtsprofessoren an den Universitäten Bern, Luzern respektive Neuenburg tätig, kündeten eine syntheseartige «Überblicksdarstellung» (S. 15) und der Buchdeckel gar die «erste umfassende Darstellung zur Schweizer Migrationsgeschichte» überhaupt an. Dies scheint etwas hochgegriffen und trifft, wenn überhaupt, nur dann zu, wenn man monografische Darstellungen meint und sowohl «Schweiz» (räumlich und zeitlich) als auch «Migration» (konzeptionell) sehr weit fasst.

Nach einer programmatischen Einleitung spannen die Autoren in «einer um Migrationen kreisenden Zeitreise» (S. 351) und 17 mehr oder weniger chronologischen Kapiteln einen Bogen von 15 000 v. Chr. bis ins frühe 21. Jahrhundert, wobei die ersten sieben Kapitel von Holenstein, die mittleren fünf von Kury und die letzten fünf von Schulz verfasst worden sind. Abschliessend vermitteln die Autoren gemeinsame «Einsichten und Ausblicke» zur Migration als «historische Normalität» in der Schweiz. Das Buch verfügt über zahlreiche Schwarz-Weiss-Abbildungen und Tabellen, eine 15-seitige Bibliografie und ein Abkürzungsverzeichnis. Leider fehlen ein Abbildungsverzeichnis und ein Sach- und Personenregister, was den raschen

Zugriff erschwert. Die eher spärlichen und verschiedentlich fehlerhaften Literaturverweise sind im Anhang aufgeführt.

Die Darstellung, die neben den grossen Entwicklungslinien auch diverse Einzelschicksale präsentiert, folgt weitgehend traditionellen Mustern und basiert im Wesentlichen auf der bestehenden Literatur zum Thema sowie in geringerem Masse auf eigenen Forschungsbeiträgen (und entsprechenden Archivquellen). Angepeilt wird vermutlich ein interessiertes Laienpublikum; für Leserinnen und Leser, die mit der Thematik vertraut sind, bietet der Band inhaltlich nur bedingt Neues. Das Verdienst des Buches liegt denn auch in erster Linie in der Syntheseleistung und im Blick auf die *longue durée*.

Die Autoren haben sich bewusst für eine allgemeine, aus ihrer Sicht «anschlussfähige» Definition (S. 350) von Migration entschieden und verstehen darunter «eine längerfristig angelegte, räumliche Verlagerung des Lebensmittelpunktes von Menschen» (S. 13). Eine solche Begriffsverwendung hat Vor- und Nachteile. Als thematische Klammer erlaubt sie es, so unterschiedliche und zeitlich zum Teil weit auseinanderliegende Phänomene wie den mittelalterlichen Landesausbau, «Binnenwanderungen» zwischen Land und Stadt, alpine Transhumanz, das Söldnerwesen, die Peuplierung kriegsversehrter Gebiete, die Aufnahme von Glaubens- und politischen Flüchtlingen, Überseemigration, den Umgang mit südeuropäischen «Saisonniers», aber auch die Abwehr von «Fremden» und die Integration von Ausländern in der modernen Schweiz in den Blick zu nehmen. Deutlich wird, dass Migration eine geschichtliche Grundkonstante ist und zur *conditio humana* gehört. Die schweizerischen Spezifika werden an verschiedenen Stellen aufgezeigt, jedoch kaum in ihrer Gesamtheit herausgearbeitet (auch nicht in den sieben «Beobachtungen», S. 351 ff.). Die Darstellung der Entwicklungen, Ereig-

nisse und Zusammenhänge erfolgt stets differenziert – und doch werden die erwähnten und viele weitere Phänomene alle unter den letztlich wenig differenzierten Begriff «Migration» subsumiert. Begriffsgeschichte und theoretische Kontextualisierung fehlen. Dadurch wird das analytische Werkzeug – das ein Begriff ja immer auch ist – gewissermassen stumpf. Beispielsweise werden Arbeits- und Asylmigration, die es (zumindest in der Moderne) in rechtlicher Hinsicht klar auseinanderzuhalten gilt, begrifflich nicht konsequent voneinander unterschieden. Auch der gerade in diesem Zusammenhang wichtige Begriff der «Migrationsregime» (S. 14, 353 f.), der in der Literatur erst seit dem letzten Viertel des 20. Jahrhunderts in Gebrauch ist, wird seltsam ahistorisch verwendet.

Die Schweizer Migrationsgeschichte stösst, wie die Verkaufszahlen und die Rezeption belegen, auf breites Interesse; offensichtlich kommt das Buch zur richtigen Zeit. Das Desiderat eines migrationsgeschichtlichen Standardwerks für die Schweiz erfüllt die Publikation jedoch nicht, was namentlich an der vagen theoretischen Einbettung des Themas und an ihrem monografischen Charakter liegt. Nützlicher wäre wohl ein Handbuch mit begrifflich-konzeptionell klar konturierten Einzelbeiträgen gewesen.

DAVID ZIMMER

Keller-Drescher, Lioba: Vom Wissen zur Wissenschaft. Ressourcen und Strategien regionaler Ethnographie.

Stuttgart: Kohlhammer, 2017 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen, 215), 325 S.

Lioba Keller-Drescher legt mit ihrer Habilitationsschrift eine differenzierte, tief gehende sowie tief grabende und sehr informative Studie zu den spezifischen Bedin-

gungen und Verhältnissen, zu den Interaktionen mit anderen Wissensräumen und Wissensdisziplinen, zur lebendigen Vorgeschichte und Geschichte einer werden- den Wissenschaft, der Volkskunde, im 19. und 20. Jahrhundert in Württemberg vor. Sie ermöglicht einen Einblick in die Ver- netzungen unterschiedlicher Akteure in einer Region. Sie folgt den Fragen, wie Wissen zur Wissenschaft wird, wie bedeut- sam die Ressource ‹volkskundliches Wis- sen› in den Austauschbeziehungen einzel- ner Akteure und Akteursgruppen ist und wie die Praxen eigentlich konkret aus- sahen. Die Studie ist theoretisch und me- thodisch in der Wissensanthropologie ver- ankert, es ‹soll mit einem wissens- anthropologischen Konzept die Wissen- schaftsforschung weiterentwickelt werden› (S. 3). Die Regionalstudie, die auf wissen- schaftliche Praxen und ihre Akteure fokus- siert, soll zugleich auch ‹auf eine verall- gemeinerbare Praxeologie öffentlichkeits- wirksamer und staatsnaher Wissenschaf- ten› (S. 3) abzielen. Es ist eine ‹Wissensgeschichte regionaler Ethnogra- fie› (S. 13) und somit ein Beitrag zur Fach- geschichte, eine Perspektive, die sowohl auf der Makroebene (Institutionen- geschichte und anderes) als auch auf der Mikroebene (den Akteuren in ihren Pra- xen dicht folgend und beschreibend) das Forschungsfeld erweitert und neu sortiert. Betont werden immer wieder die Gelegen- heitsstrukturen, die genutzt, aber auch geschaffen wurden, die *communities of practices*, in denen volkskundliches Wis- sen hervorgebracht (auch etwa als Folge der Gelegenheitsstrukturen oder des Staatsinteresses), ‹Wissenschaftlichkeit› geübt und das erhobene und gesammelte, das angereicherte Wissen wiederum als Ressource für (finanzielle, personelle) Verhandlungen und anderes genutzt wurde. Mitbedacht und beobachtet werden gesetzte Vorannahmen, die sich beispiels- weise aus dem schwammigen Begriff

‹Volk› ergaben und so Wissensproduktion in eine bestimmte Richtung lenken konn- ten. In den vorgestellten Praxen wird das erfolgreiche Herantasten an die Gegen- stände des Wissens und die Erweiterung und Festigung der Netzwerke sichtbar – aber auch immer wieder das Scheitern der eigenen Ansprüche, Vorhaben und Ideen.

Die Arbeit ist chronologisch und thematisch aufgebaut und geordnet. Keller-Dreschers quellenbasierte Analysen kreisen um fünf Stationen. Die Daten (wie etwa um 1820) sind dabei nicht absolut gesetzt, sondern der Ausgangspunkt ihrer jeweiligen Überlegungen (‹man fängt wie bei jeder Sammlungstätigkeit an einem interessanten Punkt an›, S. 19), von denen aus sich dann die Materialarbeit und die Vertiefungen in alle Richtungen entfalten können. Auch thematisch ordnet Kel- ler-Drescher nach den für sie entscheiden- den Punkten: ‹[...] es handelt sich um das Identifizieren der Verdichtungsmomente, an denen entscheidende Entwicklungen angestoßen werden.› (S. 20)

Sie beginnt mit dem ‹statistisch-topo- graphischen Bureau› (‹II. Um 1820 – das Bureau›), gegründet 1820 und Mitakteur der Wissensproduktion als neue Wissens- agentur. Es ist ein Akteur, der andere Akteure organisierte und in Bezug setzte, Wissen zu generieren versuchte und zur ‹Vor-Geschichte ethnografischen Wissens› (S. 21) gezählt wird. Auch in ihrer Behör- denforschung folgt Keller-Drescher dicht den handelnden Personen, die Wissen or- ganisierten und verwalteten. Sie zeigt, wie Wissen aus Interessen des Staates und der Gewichtung von Öffentlichkeit generiert wurde und gleichzeitig neue Organisations- formen notwendig waren, um den Bedarf wie auch die Erweiterung der Öffentlichkeit des Wissens zufriedenstellen zu können.

In ‹III. Um 1860 – das Volk› wird der Fokus auf das aufsteigende Konzept des ‹Volkes› auch als Untersuchungsge- genstand gelegt, bleibt jedoch dicht am

Wissensraum des Büros. Zudem wird die Wissensgenerierung in den Blick genommen und wiederum die Akteursebene einbezogen. Neben Publikationsformen und -tätigkeiten sowie Darstellungsformaten (zum Beispiel Oberamtsbeschreibungen) geht es um Erhebungsformate (zum Beispiel Fragebögen), Wissensansammlung und Wissensmanagement und erste grössere Sammlungsunternehmen wie das *Schwäbische Wörterbuch*, das im Bereich der Sprachforschung angesiedelt ist und die Frage nach der «Sprache des Volkes» (S. 127) aufwirft. In den sich formierenden Wissensmilieus wurde Zusammenarbeit geübt und ethnografisches Wissen generiert, das an Stellenwert gewann (S. 136). Das Quellenmaterial kommt hier nicht zu kurz, Keller-Drescher gibt beispielsweise S. 101–106 Einblicke in die Antworten eines Fragebogens. Im württembergischen Belsen sind etwa «die Ansprüche an Wohnung und Kost [...] bescheiden. Most und Bier wird dagegen viel konsumiert» (S. 101).

In «IV. Um 1900 – Aktionen» werden volkscundliche Unternehmungen in ihrer zunehmenden Relevanz betrachtet. «Heimatkunde» wird ins Curriculum aufgenommen, aus den Unternehmungen folgen verdichtete Wissensmilieus, «als Netzwerk künftiger Institutionalisierungen» (S. 139). Die aus Keller-Dreschers Sicht wichtigen und zu besprechenden Aktionen sind «Erarbeitung und Publikation eines regionalsprachigen Wörterbuchs, die Sammlungsunternehmen zu Flurnamen und zu volkstümlichen Überlieferungen, Vereins- und Zeitschriftengründungen sowie Wissenstransfers für (Volks)Bildung und Schule» (S. 139). Gerade die Arbeit am *Schwäbischen Wörterbuch* zeigt schön, was etwa die «Verzettelung» in der Praxis bedeuten kann.

«V. Um 1929 – Institutionen» zeigt die Schaffung neuer Transaktionsräume im Freien Volksstaat Württemberg, die

der Institutionalisierung förderlich waren. Keller-Drescher gibt einen kursorischen und hilfreichen Überblick über die Ereignisse und Eckdaten von 1919 bis 1939/40 (Beispiel: «1929/30: Die Arbeit am Atlas der deutschen Volkskunde wurde aufgenommen», S. 205). Auch die Berufung Karl Bohnenbergers 1921 auf eine ordentliche Professur für deutsche Philologie, Teildenomination Volkskunde (!), wird genannt. Die Bedeutung der Einrichtung des Denkmalamtes für die Volkskunde in Württemberg (auch: «2. Die Abteilung V. Volkstum im Denkmalamt») wird in den Personenkonstellationen, den Feldern und Arbeitsweisen ebenso ausführlich dargestellt wie die Kommission für Landesgeschichte und der Verein für Volksbildung. Die NS-Zeit wird dicht besprochen – vor allem im Hinblick auf die politischen und personellen Verflechtungen, in denen Institutionalisierungen in dieser Zeit erfolgen konnten.

«VI. Um 1950 – Milieus» ist das kürzeste Kapitel, was wohl auch daran liegt, dass hier vor allem ein kleiner Ausschnitt aus der Restrukturierungsphase der Nachkriegsvolkskunde in (Baden-)Württemberg in den Blick genommen wird. Der Fokus liegt auf den Verflechtungen der Akteure und deren Praxen, die auf die bereits angelegten Verbindungen vor allem aus den 1920er-Jahren rekurrieren konnten, alte Milieus (als Ressourcen) und Praxen wurden aktiviert, um die Volkskunde wieder zu reetablieren; anschliessend konnte den Jüngeren das Feld überlassen werden. Die Problematik der für diese Zeit typischen Auslassungen in Bezug auf die vorangegangene NS-Zeit wird von Keller-Drescher thematisiert.

Die Kapitel II–VI werden jeweils mit einem Zwischenresümee abgeschlossen, in dem die wichtigsten Erkenntnisse zusammengefasst sind; bereits in der jeweiligen Überschrift wird die Essenz benannt (Beispiel: «V.5. Zwischenresümee:

Transaktionsräume volkskundlichen Wissens»). Damit begründet Keller-Drescher auch den kürzer ausgefallenen Schlussteil, in dem eben nicht alles wiederholt werden muss, sondern der Schwerpunkt auf Fazit und Ausblick gelegt werden kann. Keller-Drescher leitet den Schluss mit einem gelungenen Rekurs auf das Testament Karl Bohnenbergers ein, das sie bereits zu Beginn ihrer Einleitung vorstellt. Von diesem ausgehend werden uns bereits bekannte Personen der in Transaktionsräumen gefestigten Wissensmilieus ebenso wie bis dahin noch unerwähnte in ihrer Bedeutung für das Wissensmilieu rund um Bohnenberger und die Querverweise zu anderen Vernetzungen nochmal vor Augen geführt. Die Rolle Bohnenbergers (einer der ersten mit einer Professur mit Teildenomination Volkskunde) sollte nach Keller-Drescher auch in der Fachgeschichte mehr Aufmerksamkeit erfahren. Keller-Drescher schliesst mit dem Kapitel 3, «Vom Wissen zur Wissenschaft – eine Archäologie», und dem Satz «Die Geschichte regionaler Ethnographie zeigt beispielhaft, wie Wissen zu Wissenschaft werden kann» (S. 311).

Die Arbeit Keller-Dreschers kann einerseits als Nachschlagewerk genutzt werden; hierfür ist das ergiebige Namens- und Sachregister ebenso ein Zugang wie die klare Kapitelunterteilung. Als Ganzes ist es andererseits nicht nur ein Beitrag zur Wissens- und Wissenschaftsgeschichte Württembergs, zur Fachgeschichte der Volkskunde in der regionalen Perspektive (und exemplarisch auch der deutschen Volkskunde), sondern auch ein gelungenes Beispiel für wissenschaftsanthropologische Forschung, die den Menschen und ihren Praktiken, den verschiedenen Akteursebenen (auch den Behörden) dicht auf den Pelz rückt, sie in ihren Aktionen und Transaktionsräumen ergründet.

Es ist empfehlenswert, das ganze Buch zu lesen und so die vielen Akteure und ihre konkreten Praxen kennenzulernen, die

hier in der Rezension nicht benannt wurden. Es ist ein Vergnügen, ihnen über viele Stationen immer wieder zu begegnen.

SIMONE STIEFBOLD

Lurati, Ottavio: Tra la gente. Parole «giovani», fascino di luoghi e famiglie, echi biblici nel nostro parlar corrente.

Bellinzona: Salvioni Edizioni, 2018, 174 S.

Le esplorazioni linguistiche cui ci introduce Ottavio Lurati nel suo ultimo libro si arricchiscono di riflessioni e proposte nuove sull'origine di termini ed espressioni del nostro parlar corrente. Con spirito curioso, l'autore procede per sondaggi, distanziandosi dalla toponimia dei professori (l'antico studio dei nomi di luogo), per lasciare spazio alla toponimia vera, quella entrata nel DNA della gente: l'orizzonte aperto sul vissuto della comunità affina la ricerca; lo studioso scarta vie intraprese e ne sceglie altre più convincenti.

L'importante è rendersi conto che non c'è mai la verità su un nome ma diverse interpretazioni derivanti da ricerche spesso costruite su indizi. Le piste da seguire sono sempre tante, non si stanca di annotare Ottavio Lurati, e vanno percorse per capire dove si insidiano eventuali errori, fantasie, ipotesi pittoresche, mode. Le verifiche del linguista si interrogano sulle radici nel passato e nel presente. Nell'evoluzione dei nomi si potranno così via via cogliere tracce di storia longobarda, germanica, latina, denominazioni e contaminazioni regionali, legami con il territorio, derivazioni gergali, come anche il peso dell'ufficialità o della tradizione orale.

Per capire e scoprire ci si deve guardare attorno. L'autore rivolge quest'invito soprattutto ai giovani. E pure ad alcuni modi dire del loro gergo Lurati rivolge la sua attenzione, per rivelarci – ad esempio – che l'espressione «sei un povero gaggio» cioè un pidocchioso, un buono a nulla,

un impacciato, deriva da *gaggia*, l'italiano regionale che sta per pidocchio, termine legato al mondo contadino. Mentre «fare il bullo» è lo sviluppo fonetico del germanico *bald*, impavido, pronto all'azione.

Vi sono parole svizzere che hanno fatto fortuna in Italia. L'origine del termine *mucca* si lega a vicende connesse alla storia economica. Inizia a circolare nel Settecento tra mercanti svizzeri e acquirenti italiani alla Fiera del bestiame di Lugano, d'importanza europea; deriva dalla voce colloquiale svizzera tedesca *Mugg*, *Muchi* e da quella svittese *Mucheli*, *Muggeli* con cui il proprietario chiama affettuosamente la sua bestia. Nell'Italia centrale la parola indicherà per secoli la giovenca da latte svittese di importazione.

Nel contesto della lingua parlata Lurati si interessa anche agli echi biblici di parole correnti. Due esempi significativi: *cronaca* e *carattere*. San Gerolamo (347–419 d. C.) ricorre al termine *cronaca* nel tradurre dall'ebraico le due storie del «Libro degli avvenimenti del giorno» (III secolo a. C.). *Carattere* designa il segno del battesimo nel latino dei primi cristiani. Nel Medioevo la parola è usata in modo estensivo. Dal Trecento, in certi manoscritti, indica il segno che l'inchiostro lascia sulla carta. Soprattutto nel Cinquecento e nel Seicento comincia anche a essere applicata all'uomo e al suo modo di essere.

Non pochi i nomi di luogo ripresi, rifatti, reinterpretati. Serravalle e Giornico, indica l'autore, vanno insieme anche se l'involucro alfabetico e fonico diverso li allontana. In entrambi si amministrava la giustizia. A Serravalle per secoli c'è lo stanziamento longobardo, la *sala vallis*, diventata *Sara vallis*. Caso analogo quello di Giornico, che significa luogo dove i giudici rendono giustizia. In un'altra regione, a Tegna, fa stato la denominazione di luogo assegnata dalla comunità: il nome allude alle terre brulle rovinare dalle piene, da *tigna*, malattia della pelle che lascia

chiazze prive di capelli, o zona con scarsa vegetazione.

Indagando nell'universo dei cognomi, cui Ottavio Lurati dedica una parte importante del volume, si impara che non sempre c'è una spiegazione o certezza sull'origine. A volte, ci dice lo studioso, anche un indizio locale o un'indicazione dell'uomo comune possono essere utili per l'interpretazione. Botta, Bottini, Botticelli e Bottani hanno in comune l'origine longobarda (da *bott*, con cui dall'VIII secolo i longobardi indicano il rampollo che arricchisce una stirpe). Non mancano, ancora, i riferimenti alle specificità naturali del territorio. L'origine dei Balmelli è Comologno: il nome deriva dal celtico *balm*, roccia sporgente. I cognomi Scerpella e Piezzi si collegano ai terreni scoscesi, quelli dei Franscini e dei Regazzi alle rocce dirupate (dal participio passato latino *fracta*). Dalla storia dei cognomi alla storia delle famiglie ticinesi in patria e all'estero il passo è poi breve. Lo studioso ascolta la gente, ci rende partecipi di queste esperienze arricchenti e il racconto si illumina.

ELENA ROBERT

Mieder, Wolfgang: In proverbii veritas. Sprachkulturelle, literarische und politische Studien.

Münster: Waxmann, 2018, 306 S.

Wolfgang Mieder legt einen interessanten Sammelband vor, der zwölf Beiträge aus zwei Jahrzehnten (1998–2016) präsentiert, schön geordnet in drei thematische Gruppen zu je vier Aufsätzen: Es sind sprachkulturelle, literarische und politische Studien, wie das Vorwort anschaulich erklärt. Die Chronologie der Beiträge spielt keine Rolle, denn die Themen begleiten Wolfgang Mieder schon seit Jahren. Sie zeigen sein breites, fächerübergreifendes Wissen als Germanist, Folklorist und auch als Slawist und nicht zuletzt als Anglist. Er arbeitet

seit 1971 an der Universität von Vermont in Burlington. Sein Arbeitsgebiet ist die Sprichwörterforschung (Parömiologie) und die Erforschung von Redensarten (Phraseologie). Da die Entstehung und Verbreitung von Sprichwörtern und Redensarten nach einer globalen Sicht verlangen, kommen dem Autor seine Sprachkenntnisse sowie die Vernetzung mit Berufskollegen in aller Welt sehr gelegen, seine Forschungsschwerpunkte liegen aber in (Nord-) Deutschland und in den Vereinigten Staaten von Amerika. Die Herangehensweise ist traditionell sowohl diachron als auch synchron.

Das Kompendium beginnt mit Martin Luther. Der Autor nimmt den *Sendbrief vom Dolmetschen* (1530) genau unter die Lupe. Luther schaut dem Volk aufs Maul, aber er redet ihm nicht nach dem Mund. Der relativ kurze Sendbrief enthält grundlegende Gedanken Luthers zum Übersetzen (speziell der Bibelsprüche), die bis heute Gültigkeit haben; ausserdem dient der Brief dem Autor als Beispiel für die polemische Funktion von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten. Dieser Gesichtspunkt ist von entscheidender Bedeutung in den politischen Studien im letzten Teil des Bandes. Luther wird aber auch als Sprachkünstler geehrt. Zum Beispiel hat sich seine Formulierung «Wes Herz voll ist, des läuft der Mund über» gegen zeitgenössische Parallelübersetzungen dank seiner Eleganz durchgesetzt und gilt auch heute noch als verbindliche Form dieses Sprichwortes. Die beiden folgenden Beiträge beleuchten Entstehung und Entwicklung von «Der Mensch lebt nicht vom Brot allein» (wiederholt als Titel im Beitrag zu Willy Brandt) und des Rechtsspruches «Wer zuerst kommt, malt zuerst». Während viele Sprichwörter aus dem Griechischen und Lateinischen der Antike oder aus der Bibel kommen, ist das Sprichwort vom Müller im Mittelalter entstanden und hat sich in ganz Europa verbreitet, wobei das ursprüngliche

Mittelatein in die neuen Volkssprachen übergang.

Der vierte Beitrag, «Viele Wege führen zur Globalisierung» (2009), befasst sich mit der Übernahme englischer Sprichwörter ins Deutsche, entweder übersetzt oder aber im Original. Das heisst, der Autor geht einem aktuellen Phänomen auf den Grund; persönlich fand ich diesen Beitrag besonders ergiebig.

In der zweiten Gruppe, den literarischen Studien, befasst sich der Autor mit Friedrich Nietzsche und mit Bertolt Brecht. Bei beiden Schriftstellern spürt er den Antispruchwörtern nach, darunter versteht man die Verwandlung eines Sprichwortes etc. zwecks humoristischer Wirkung. Ihr Sinn ergibt sich aus dem Kontext. Während die Vorliebe Brechts für Sprichwörter bekannt ist, wurde Friedrich Nietzsches Werk auf vorgeprägte Redensarten bisher nicht untersucht. Der dritte Beitrag, «In der Kürze liegt die Würze» (2006), breitet einen ganzen Strauss von moderner Mini-lyrik aus und begeistert mit kunstvollen, tiefsinnigen Collagen. Erich Fried und Rose Ausländer seien genannt, aber in Wahrheit sind ihrer Dutzende AutorInnen, welche die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Minimal Art mit maximaler Wirkung. Der vierte Beitrag erzählt eine persönliche Entdeckung des Autors, der in Rostock dem Arzt Klaus D. Koch begegnete und in ihm einen scharfsinnigen Aphoristiker kennenlernte. Koch verfasste auch sogenannte Sagwörter, die formal streng dreiteilig aufgebaut sind, inhaltlich aber ähnlich wie Antispruchwörter überraschen.

Die dritte Gruppe beginnt mit der Analyse von Martin Luther Kings so effektiver Rhetorik. Zu der sehr häufigen Verwendung von Bibelsprüchen und Redensarten kommt seine enorme Arbeitsleistung hinzu (bis zu zwei Predigten beziehungsweise Reden pro Tag) und seine Stimme, die er am Ende seiner Rede erhob, um ein Gospel zu singen. Er war ein

Visionär, der seinen Traum mit dem Leben bezahlte. Auch Willy Brandt war ein Visionär, und auch er beherrschte die Rhetorik wie kein Zweiter. Er verstand es, bildhaft zu sprechen und zu handeln. Helmut Schmidt blieb stets der kühle Norddeutsche, der intellektuelle Hamburger, der Sprichwörter am liebsten lateinisch zitierte und der trotz seiner Distanziertheit sein Publikum beeindruckte und beeinflusste. Er ist ein Beispiel dafür, dass eine integre und intelligente Persönlichkeit auch ganz ohne Nähe zum Volk als Politiker Erfolg haben kann. Und schliesslich wendet sich der Autor Barack Obama zu. Er untersucht nicht etwa seine Reden zur Zeit seiner Präsidentschaft, sondern er analysiert die Bücher, die er vor seiner Wahl zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika schrieb. Hier geht es um Schülerjargon zum Thema Date oder um einen Besuch in Afrika bei den Verwandten seines Vaters und ihre Stammessitten bei der Vorbereitung einer Heirat. Barack Obama verwendet sehr viele Sprichwörter und Redensarten, und diese erschweren die Übersetzung aus dem Englischen in andere Sprachen.

Zum Schluss sei eine Feststellung erlaubt, die alle zwölf Beiträge betrifft: Der Autor erhebt regelmässig Anklage gegen die Vernachlässigung der Sprichwörter und Redensarten seitens der WissenschaftlerInnen, ForscherInnen und Studierenden. Parömiologie und Phraseologie werden nicht als Disziplinen anerkannt. Die SchriftstellerInnen und RednerInnen selber vermeiden es, auf den Gebrauch dieser festgefügtten Formeln hinzuweisen. Und doch verdanken sie ihnen Durchschlagkraft, Bildhaftigkeit, Autorität und Popularität. Sind Sprichwörter zu einfach, zu volkstümlich, zu wenig elegant? Jedenfalls verlangt die Arbeit an und mit Sprichwörtern, so wie der Autor sie betreibt, grössten Fleiss, aber auch die Beherrschung mehrerer Fremdsprachen

und schliesslich einen Freundeskreis aus Gleichgesinnten.

PAULA KÜNG-HEFTI

Moser, Johannes (Hg.): Themen und Tendenzen der deutschen und japanischen Volkskunde im Austausch.

Münster: Waxmann, 2018 (Münchner Beiträge zur Volkskunde, 46), 416 S., Ill.

Der Band präsentiert die Referate einer Konferenz, die im November 2016 an der Ludwig-Maximilians-Universität München vor dem Hintergrund eines neuen Kooperationsvertrages zwischen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde und der japanischen Fachgesellschaft stattgefunden hat. Die Tagung bildete erklärtermassen den Startpunkt eines langfristig angedachten Austauschs zwischen Forscherinnen und Forschern aus Japan und Deutschland.

Die einzelnen Beiträge sind in fünf thematische Gruppen gegliedert. Den Anfang machen vier Beiträge zu grundsätzlichen Positionen und historischen Entwicklungen des Fachs in den beiden Ländern beziehungsweise Sprachregionen, wobei drei japanischen Beiträgen (Oguma, Nakao, Shimamura) ein deutscher (Göttsch-Elten) gegenübersteht. Während Shimamura Takanori und Silke Göttsch-Elten die überblicksartige Darstellung gewählt haben, verfolgt Nakao Katsumi einen vergleichenden Ansatz bezüglich des Umgangs der Volkskunde(n) mit Krieg und Besatzung und Oguma Makoto spricht ebenfalls über Krieg und Folklore. Die einzelnen Beiträge lesen sich alle sehr interessant. Zugleich verweist das Ungleichgewicht zwischen deutschen und japanischen Texten auf eine sehr asymmetrische gegenseitige Rezeption, wie sie auch in der Einleitung von Johannes Moser, dem Herausgeber des Bandes, zur Sprache kommt: Wurden deutsche volkskundliche Arbeiten und Ansätze bereits seit Beginn des 20. Jahrhunderts

in Japan gelesen und diskutiert (eine Liste von ins Japanische übertragenen Texten findet sich am Ende der Einleitung), scheinen in umgekehrter Richtung nach wie vor Unwissen und vielleicht Desinteresse zu überwiegen. Genau dies möchte der Band ändern, indem er den gegenseitigen Austausch fördern und insbesondere die bisweilen etwas sehr auf das «Eigene» fixierte deutsche/deutschsprachige Volkskunde für aussereuropäische – hier: japanische – disziplinäre Perspektiven sensibilisieren möchte.

Nach dem den Raum aufspannenden ersten Teil folgen vier thematische Blöcke. Zwei Texte beschäftigen sich mit Stadtforschung. Die Texte von Suga Yutaka und Johannes Moser verfolgen dabei gänzlich unterschiedliche Strategien: Während Moser überblicksartig (und dennoch fokussiert auf die stark durch ihn geprägte Perspektive der «urbanen Ethiken») jüngere Tendenzen in der europäisch-ethnologischen Stadtforschung bespricht, verleiht Suga seinem Blick Tiefenschärfe, indem er exemplarisch über die Planung, Nutzung und Aneignung von Uferabschnitten des Sumidagawa-Flusses, der durch Tokyo fließt, schreibt.

Der zweite Block mit dem Titel «Kulturelles Erbe, Traditionen, Glaube und Ritual» ist der umfangreichste des Bandes und umfasst gleich sieben Beiträge. Auffallend sind die drei Texte, die japanische Doktorierende (Kawamatsu, Koizumi, Tanioka) eingereicht haben. Dies nicht nur deswegen, weil sie überaus spannende Einblicke in aktuelle Forschungen ermöglichen, sondern auch weil sie als einzige Texte des Bandes in englischer Sprache abgedruckt sind. Gemäss Einleitung basieren sie auf Posterpräsentationen, die relativ kurzfristig ins Programm aufgenommen und auf Englisch gehalten worden waren, weil die Zeit für Übersetzungen nicht mehr gereicht habe. Beim Lesen kehrt sich dieser vermeintliche Nachteil jedoch ins

Gegenteil, da die Texte davon zeugen, wie sich Nachwuchsforschende heute äusserst souverän in internationalen Kontexten bewegen, indem sie sich theoretisch und methodisch auf verschiedenste Diskurse und Ansätze beziehen, sich aber auch des Wissenschaftsenglisch auf versierte Art bedienen. Nationale Konzepte von Forschung, wie sie auch dem vorliegenden Band zumindest teilweise zugrunde liegen, erscheinen so plötzlich als überholt, wenn nicht obsolet. Die Beiträge der Doktorierenden werden gerahmt durch weitere vier Texte: Markus Tauschek stellt grundsätzliche «kulturanthropologische Überlegungen zur Vergegenwärtigung von Vergangenheit» an, und aus japanischer Warte kommen Artikel zu spirituellen Touristen und profanen Pilgern (Kadota), zu Geschichte und Gegenwart der Beziehungen zwischen Japan, China und Taiwan (Matsuo) und zu Anime-Pilgerfahrten (Yoshitani).

Unter dem Titel Katastrophenforschung vereinigt der vierte Teil zwei Artikel. Zum einen spricht Masaoka Nabuhiro darüber, wie die japanische Volkskunde die grosse Erdbebenkatastrophe von 2011 begleitet und wahrgenommen hat, zum andern geben Reinhard Johler, Jan Hinrichsen und Sandro Ratt einen Überblick über Forschungsperspektiven der deutschsprachigen Ethnologie/Kulturwissenschaft auf die Thematik.

Die letzten drei Beiträge des Bandes beschäftigen sich mit Migrationsforschung. Okada Hikori befasst sich mit der Diskrepanz zwischen einer japanischen Spielart des Multikulturalismus und nationalistischen Tendenzen. Wiederum als Überblick kommt der Text von Walter Leimgruber zur Migrationsforschung in der deutschsprachigen Kulturanthropologie daher, während Maria Schwertls kritische Analyse europäischer Migrations- und Grenzregime den Band beschliesst.

Der Wert des Bandes ist dabei sicherlich auf zwei Ebenen anzusiedeln: so

ermöglichen gerade einige der japanischen Texte überaus wertvolle und interessante Einblicke in gegenwärtige Themen und Tendenzen (um den Titel des Bandes zu zitieren) japanischer Kolleginnen und Kollegen. Auch öffnen die wissenshistorischen Beiträge zur Geschichte der japanischen Volkskunde neue Horizontlinien. Umgekehrt werden die deutschen/deutschsprachigen Texte als aktuelle und komprimierte Übersichten über aktuelle Forschungsfelder ihre Leser*innenschaft finden. Dennoch generiert der Band auch eine Reihe von Fragen, die hier mit drei Stichworten verknüpft wiedergegeben werden.

Untote leben länger; Volkskunde als Fachbezeichnung lebt scheinbar gerade dann wieder auf, wenn sie überwunden zu sein schien. Der Titel des Bandes suggeriert eine Volkskunde im nationalen Singular, was doch höchst problematisch zu sein scheint.

Dieser Umstand wird noch dadurch verschärft, dass sich eine deutschsprachige Wissenschaft plötzlich in einem nationalen (deutschen) Rahmen wiederfindet. Umschreibungen und Rewordings in den Texten selbst verschärfen die Problematik eher noch, wenn aus «der» Volkskunde (wieder) ein nur im Plural zu denkendes Vielnamensch, aber auch wenn aus dem Adjektiv «deutsch» ein transnationales «deutschsprachig» wird. Es soll nun keinesfalls unterstellt werden, dass diese Problematik den Herausgebern nicht bewusst gewesen wäre. Dennoch wäre ein sorgfältiger Umgang damit gerade auch aus einer schweizerischen Perspektive wünschenswert, gerade auch wenn es um Austausch und Verständigung auf regionaler, nationaler oder hier globaler Ebene geht: Nur einfach mitgemeint oder am Rande erwähnt zu sein ist niemals eine zufriedenstellende Position.

Trotz und gerade wegen dieser Kritik sind weitere Bemühungen um wissenschaftlichen Austausch sehr zu begrüßen

und zu unterstützen. Zu wünschen wäre in Zukunft, dass sich Studierende, (Post-) Docs und Vertreter*innen des Mittelbaus (noch) stärker in den Dialog einzubringen vermögen, um ihn so noch mehr zukunftsgerichtet zu gestalten.

MISCHA GALLATI

Steinmann, Jakob: Zimmermannshandwerk vor 460 Jahren. Der Abbund eines Mehrreihen-Ständerbaus in Ramlinsburg.

Mit Beiträgen von Anita Springer. Basel: Schwabe, 2018 (*Schriften der Archäologie Baselland*, 53), 111 S., Ill.

Der 53. Band der *Schriften der Archäologie Baselland* (SABL 53) zeigt auf dem Deckel des Einbands das Objekt der Studie, nämlich die Luftaufnahme des Hauses Gassenbrunnen 5/7 im Dorfteil Niederhof von Ramlinsburg, Baselland. Das Haus stammt aus dem Jahr 1556 und steht unter Denkmalschutz. Der Band hat A4-Format, ist aufwendig auf Glanzpapier gedruckt, mit Hardcover, reich illustriert (und kann als PDF heruntergeladen werden).

Im Zuge einer Renovation wurde das Gebäude gründlich untersucht, und es kam Erstaunliches zum Vorschein. Doch zuerst zur Beschreibung seiner herkömmlichen Machart: Grundsätzlich handelt es sich um einen traditionellen Holzbau, wie er im Spätmittelalter beziehungsweise in der frühen Neuzeit üblich war und von denen es in Baselland noch vereinzelt Exemplare gibt. Das Gebäude steht wie ein Riegel am Kopfende des Dorfteils Niederhof, und wie der Name sagt, verfügte der «Gassenbrunnen» über drei Quellen, die offensichtlich auch den Nachbarn zugänglich gemacht wurden. Das Gebäude umfasst ein Gesamtvolumen von rund 4000 Kubikmetern und ist in Wohnhaus und Ökonomie (Scheune und Stall) unterteilt, wobei der Ökonomie teil etwa zweimal so gross ist wie das ursprüngliche Wohnhaus. Das Gebäude und

seine Ländereien wurden vom Dinghof in Bubendorf aus bewirtschaftet, und es ist als Besitz der Dompropstei Basel eingetragen. Der Ökonomie teil diente als Heustock und als Kornspeicher. Das grosse Wohnzimmer war Versammlungsort der Bürgerversammlung von Ramlingen, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts rund 120 Personen umfasste, aber rasch wuchs und sich bis Ende des Jahrhunderts verdoppelte. Im 18. Jahrhundert wurde der Wohntrakt geteilt und eine zweite Küche eingebaut, sodass fortan zwei Parteien das Haus bewohnten. Etwas später kam im rechten Winkel zur Fassade ein Anbau hinzu, der Raum bot für zwei Posamenten (Webstühle) und so den Wandel von der reinen Landwirtschaft zur Bandweberei mit etwas Landwirtschaft dokumentiert. Man beachte die grossen Fenster, die genügend Licht für die Weberei hereinliessen. Wohntrakt, Anbau und die Küchen sind gemauert.

Der traditionelle Bau, ein Vierreihen-Ständerbau, wird in den ersten vier Kapiteln der Schrift mit Grundriss und Aufriss grafisch dargestellt und erläutert. Die Verhältnisse beim Dach sind 3:4:5, mit einem steilen Walmdach, dessen Neigung 48,18 Grad beträgt. Ein Schuh misst im vorliegenden Fall 29,7 Zentimeter, doch wird allgemein üblich in Zoll gerechnet: Ein Schuh entspricht 12 Zoll, und diese Masseinheit ergibt ganze Zahlen und klare Proportionen.

In Kapitel fünf eröffnet nun der Autor Jakob Steinmann, ein erfahrener Zimmermann und für die Archäologie Baselland tätig, eine Inspektion in die wahren Verhältnisse in diesem besonderen Fall. Das Ganze liest sich packend, fast wie ein Kriminalroman. Aufgrund von dendrochronologischen Messungen steht fest, dass der Bau zwei Jahre dauerte. Die vier Firstständer waren Kiefer-(Föhren-) Stämme, denn nur sie erreichten die erforderliche Höhe und besaßen die Festigkeit, um das Dach zu tragen. Sie mussten aber

mit Lang- und Kurzbändern aus Holz verstrebt werden, um das Gewicht besser auffangen zu können. Holz war teuer und seine Verwendung war von der Stadt Basel seit 1553 mit Auflagen verbunden. Um Zeit einzusparen, wurden viele kleinere Teile des Baus vorfabriziert, um sie dann beim Abbund an der richtigen Stelle einfügen zu können. Ständer und Querbalken wurden hingegen vor Ort bearbeitet. Mit einer Masslatte, auf der die genauen Distanzen des individuellen Gebäudes markiert waren, wurden die Balken angerissen. Nun geschah es, dass gleich beim ersten Arbeitsschritt einer Bindereinheit, vermutlich beim Firstständer C, der oberste Balken, Kiehlbalken genannt, mit der Masslatte seitenverkehrt eingekerbt wurde. Es ging um einen Schuh beziehungsweise 12 Zoll. Damit war der Balken verdorben. Der Zimmermann bemerkte den Fehler unmittelbar, nachdem er geschehen war. Was tun? Am besten wäre gewesen, einen neuen Balken zu bestellen, doch das war teuer, brauchte Zeit, und der Zimmermann riskierte, ausgepöfcht zu werden. Kurzerhand drehte er den Firstständer um. Damit war der Kiehlbalken gerettet, er bedachte aber nicht die Folgefehler: Die bereitgestellten Firstständer, Bänder, Riegel, Abbünde mussten in jedem einzelnen Fall korrigiert und angepasst werden. Insgesamt führte dieser eine Fehler zu einer Instabilität des Gebäudes, die sich in einer Neigung des Dachs nach Westen um sechs Grad zeigte und schliesslich den Bruch der Firstpfette im letzten Teil der Ökonomie verursachte. Der Archäologie Baselland ist es gelungen, aufgrund der Zusammensetzung des Mörtels festzustellen, dass noch während der ursprünglichen Bauzeit das Wohnhaus versteinert wurde und dass zusätzlich im Innern des Wohntrakts Mauern hochgezogen wurden. Später wurde sogar das ganze Gebäude mit einer niedrigen Mauer gesichert. Feuchtigkeit und Hangdruck setzten dem Anwesen zu. Heute wird der

Ökonomieteil nicht mehr genutzt. Der Denkmalschutz sucht nach Möglichkeiten, diesen Teil sinnvoll zu verwenden. Kulturelle Anlässe und Ausstellungen wären eine Möglichkeit.

Man merkt, wie der Fall die Urheber der Schrift einerseits begeistert, andererseits entsetzt. War der Zimmermann aus der Mitte des 16. Jahrhunderts nun ein visionärer Handwerker mit überdurchschnittlichem geometrischem Vorstellungsvermögen, oder war das Ganze «ein Murks»? Nun, vielleicht beides. Dass er die Folgefehler nicht bedacht hatte, spricht gegen ihn. Doch muss man der Realität Rechnung tragen, vielleicht konnte er einfach kein weiteres Holz bekommen. Das Haus hat den Fehler überlebt und zeugt von der hohen Baukunst im Baselbiet. Weiter östlich Richtung Zürich waren Dreireihen-Ständerbauten üblich. Erst der Mangel an geeignetem Holz verdrängte den traditionellen vierschiffigen Bau und führte zu den heute verbreiteten Steinhäusern. Natürlich spielt dabei auch der Brandschutz eine Rolle. Die Beschreibungen im Buch sind der Terminologie der Vereinigung für Bauforschung (VEBA 2012) geschuldet. Die Vereinheitlichung der Fachsprache ist ein grosser Vorteil für zukünftige Untersuchungen. Schliesslich sei darauf hingewiesen, dass sowohl die Hausbauforscherin Anita Springer als auch der Zimmermeister Jakob Steinmann auf Lücken hinweisen, die die Archäologie Baselland mittelfristig füllen muss: Verordnungen der Stadt Basel in Bezug auf Waldnutzung, Abgaben der Bauern in verschiedenen Jahrhunderten und an verschiedenen Orten, Zunahme der Bevölkerung in Abhängigkeit vom Klima, Verbreitung traditioneller Kulturpflanzen und – last, but not least – Interpretation von Flurnamen als Hinweise zum Beispiel auf früher vorhandene Gewässer oder auf mögliche Rüstplätze («Zimmer») im Wald zur Vorbereitung von zukünftigen Gebäuden.

PAULA KÜNG-HEFTI

Eingesandte Bücher

- BANNASCH, BETTINA und EVA MATTHES (Hg.): Kinder- und Jugendliteratur. Historische, erzähl- und medientheoretische, pädagogische und therapeutische Perspektiven. Münster: Waxmann, 2018, 260 S., Ill.
- BASEL, AMIE: Junge Mütter. Lebensgeschichten. Basel: Merian, 2018, 200 S., Ill.
- BISCHOFF, CHRISTINE, CARSTEN JUWIG und LENA SOMMER (Hg.): Bekenntnisse. Formen und Formeln. Berlin: Reimer, 2019 (Schriftenreihe der Isa Lohmanns-Siems-Stiftung), 250 S., Ill.
- BODNER, REINHARD: Berg/Leute. Ethnographie eines ausgebliebenen Bergsturzes am Eiblschrofen bei Schwaz in Tirol (1999). Münster: Waxmann, 2018 (Innsbrucker Schriften zur Europäischen Ethnologie und Kulturanalyse, 5), 564 S., Ill.
- BOOZ, SOPHIA: Der Reisswolf. Aktenvernichtung als destruktiver, ordnender und produktiver Umgang mit Daten (1965–2015). Diss. Tübingen. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V., 2018 (Untersuchungen, Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, 122), 216 S., Ill.
- CONRAD, GIANNA (Hg.): 100 sguardi sul Grigionitaliano. Locarno: Armando Dadò editore (Collana Pro Grigioni Italiano, 19), 164 S.
- DETTMAR, UTE, CLAUDIA MARIA PECHER und RON SCHLESINGER (Hg.): Märchen im Medienwechsel. Zur Geschichte und Gegenwart des Märchenfilms. Stuttgart: Metzler, 2018, 431 S., Ill.
- DÜWELL, S., A. BARTL, C. HAMANN und O. RUF (Hg.): Handbuch Kriminalliteratur. Theorien – Geschichte – Medien. Stuttgart: Metzler, 2018, 293 S.
- EISCH-ANGUS, KATHARINA: Absurde Angst. Narrationen der Sicherheitsgesellschaft. Wiesbaden: Springer VS, 2019 (Kulturelle Figurationen), 666 S., Ill.

- FISCHER, NORBERT und MARKWART HERZOG (Hg.): *Tod – Gedächtnis – Landschaft*. Stuttgart: Kohlhammer, 2018 (Irseer Dialoge, 21), 215 S., Ill.
- FLOR, VALESKA (Hg.): *Zwischen Landlust und Landfrust. Vorstellungen vom Leben auf dem Land. Ein Ausstellungsprojekt von Studierenden der Kulturanthropologie*, Universität Bonn. Düren: Schloemer Gruppe, 2017, 127 S., Ill.
- GUTEKUNST, MIRIAM: *Grenzüberschreitungen – Migration, Heirat und staatliche Regulierung im europäischen Grenzregime*. Diss. München 2016. Bielefeld: transcript, 2018, 326 S.
- HÄGELE, ULRICH (Hg.): *Alltag auf der Schwäbischen Alb – Fotografien von Botho Walldorf*. Katalog zur Ausstellung des Staatsarchivs Sigmaringen und des Instituts für Medienwissenschaft der Universität Tübingen. Stuttgart: Kohlhammer, 2018.
- HAIBL, MICHAELA (Hg.): *Material/An/Sammlungen. Sachen suchen Bedeutung. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Kunst- und Kulturgeschichte Dortmund*. Dortmund: Seminar für Textilwissenschaften, 2 Bände.
- HAMMERL, TOBIAS: *LEGO. Bausteine einer volkscundlichen Spielkulturforschung*. Münster: Waxmann, 2018 (Regensburger Schriften zur Volkskunde/vergleichenden Kulturwissenschaft, 34), 354 S.
- HARVILAHTI, LAURI, AUDUN KJUS, CLIONA O'CARROLL, SUSANNE ÖSTERLUND-PÖTZSCH, FREDRIK SKOTT und RITA TREIJA (Hg.): *Visions and Traditions. Knowledge Production and Tradition Archives*. Helsinki: Academia Scientiarum Fennica, 2018 (FF Communications, 315), 384 S., Ill.
- HEIMERDINGER, TIMO und MARION NÄSER-LATHER (Hg.): *Wie kann man nur dazu forschen? – Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie*. Wien: Verein für Volkskunde, 2019 (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 29), 294 S.
- HÖRNER, JULIAN: «Die klassische Kur stirbt». *Zum Wandel medikaler Strukturen im Rottaler Bäderdreieck heute*. Diss. München 2018. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2018 (Kulturtransfer, 10), 232 S., Ill.
- HOFFMANN-ALLENSPACH, TOBIAS: *Abschied von den Mythen. Das neuere politische Festspiel der Deutschschweiz*. Diss. Bern 2017. Zürich: Chronos, 2018 (Theatrum Helveticum, 18), 576 S., Ill.
- JAEGGI, MARTIN, URS STAHEL und MIRIAM WIESEL (Hg.): *Walter Keller, Beruf: Verleger*. Zürich: Edition Patrick Frey, 2019, 240 S., Ill.
- Jahrbuch Kulturelle Kontexte des östlichen Europa*. Bd. 59/2018. Münster: Waxmann, 2018, 177 S., Ill.
- Lötschentaler Museum (Hg.): *Ein Künstler und sein Tal. Albert Nyfeler 1883–1969*. Baden: hier + jetzt, 2019, 224 S., Ill.
- LURATI, OTTAVIO: *Tra la gente. Parole «giovani», fascino di luoghi e famiglie, echi biblici nel nostro parlar corrente*. Bellinzona: Salvioni Edizioni, 2018, 174 S.
- MAY, SARAH (Hg.): *Platz da! Praktiken urbaner Verdichtung*. Münster: Waxmann, 2018 (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie, Sonderband 1), 115 S.
- MOSER, JOHANNES (Hg.): *Themen und Tendenzen der deutschen und japanischen Volkskunde im Austausch*. Münster: Waxmann, 2018 (Münchner Beiträge zur Volkskunde, 46), 416 S., Ill.
- Nationale Informationsstelle zum Kulturerbe NIKE (Hg.): *Hereinspaziert.ch. Europäische Tage des Denkmals. Ohne Grenzen / Venezvisiter.ch. Journées européennes du patrimoine. Sans frontières*. Liebfeld: NIKE, 2018, 1 Band.
- NEUMANN, SIEGFRIED: *Erzählwelten. Fakten und Fiktionen im mündlichen und literarischen Erzählen*. Beiträge zur

- volkskundlichen Erzählforschung. Münster: Waxmann, 2018 (Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 8), 266 S.
- OLDÖRP, CHRISTINE: Verschriftlichungen? Zur Technizität und Medialität des Sprechens im qualitativen Interview. Diss. Zürich 2013. Zürich: Chronos, 2018 (Kulturwissenschaftliche Technikforschung, 9), 939 S.
- PESELMANN, ARNIKA: Konstituierung einer Kulturlandschaft. Praktiken des Kulturerbens im deutsch-tschechischen Erzgebirge. Diss. Göttingen 2016. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 2018 (Göttinger Studien zu Cultural Property, 14), 324 S.
- PÖTTLER, BURKARD, KATHARINA EISCH-ANGUS und JOHANN VERHOVSEK (Hg.): Fundstücke europäisch-ethnologischen Forschens. Eine Festschrift für Helmut Eberhart. Münster: Waxmann, 2018, 408 S., Ill.
- ROTH, JONATHAN: An der Basis der Politik. Ethnographische Erkundungen in einem lokalen Parteibezirk. Münster: Waxmann, 2018 (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 17), 350 S., Ill.
- SCHMIDT-LAUBER, BRIGITTA (Hg.): Andere Urbanitäten. Zur Pluralität des Städtischen. Wien: Böhlau, 2018 (Ethnographie des Alltags. Schriften des Instituts für Europäische Ethnologie, 3), 215 S., Ill.
- SCHOLL-SCHNEIDER, SARAH und MORITZ KROPP (Hg.): Migration und Generation. Volkskundlich-ethnologische Perspektiven auf das östliche Europa. Münster: Waxmann, 2018 (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 16), 274 S., Ill.
- SCHWEIGER, TOBIAS: Die kulturelle Textur des Innviertels. Zur Konturierung einer Region. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2018 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 45), 272 S.
- SCHWELL, ALEXANDRA und KATHARINA EISCH-ANGUS (Hg.): Der Alltag der (Un-)Sicherheit. Ethnografisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Sicherheitsgesellschaft. Berlin: Panama Verlag, 2018, 260 S., Ill.
- STADTARCHIV ZÜRICH (Hg.): Schmierer/Kleben. Zürich: Edition Patrick Frey, 2018, 593 S., Ill.
- THADDEN, ELISABETH VON: Die berührungslose Gesellschaft. München: Beck, 2018, 205 S.
- THIEMEYER, THOMAS: Geschichte im Museum. Theorie – Praxis – Berufsfelder. Stuttgart: utb (Public History – Geschichte in der Praxis), 2018, 160 S.
- Volkskundemuseum Wien (Hg.): Die Küsten Österreichs. Die neue Schausammlung des Volkskundemuseums Wien. Wien: Volkskundemuseum Wien, 2018, 141 S., Ill.